

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt**

9 (3.2.1846)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 3. Februar 1846)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N<sup>ro.</sup> 9.

## Das Erdbeben in Aleppo.

(Fortsetzung.)

Mit Demuth und Ergebung fand sich nach und nach das bedauernswürdige Opfer väterlicher Härte in sein Schicksal. Zwar bestürmten oft schmerzliche Erinnerungen das Herz der Unglücklichen; sie fühlte sich oft so ganz verlassen und ihr Jammer schien sie erdrücken zu wollen; aber eben in diesem Schmerzgeföhle tröstete sie der Gedanke: ihre Leiden könnten ja nicht allzulange mehr dauern, die Qual der Seele müsse ja bald den Körper zerstören und dann der jetzt so niedergebeugte Geist neu belebt sich aufschwingen zu den Regionen der ewigen Freiheit, wo kein Fluch wohnt, wo eine unbegrenzte allumsfassende Liebe jede Wunde heilt, die das irdische Leben schlug.

Nur das Loos des unglücklichen geliebten Koloni beunruhigte und bekümmerte sie fortwährend, nur um ihn litt sie, und keine Nacht verging, in der nicht ihre Thränen um den theuren Jüngling flossen. Wenn sie beim Erscheinen des Morgens aus einem kurzen Schlummer erwachte und sich vor dem in ihrer Zelle befindlichen Kreuze niederwarf, da betete sie zuerst für den Geliebten. „Laß es ihm nur wohlgehen, Vater dort oben!“ rief sie dann: „sende nur in seine Brust Ruhe und Frieden — ich will ja gern leiden, bis das stille Grab mich aufnimmt.“ Und diese Wünsche waren auch ihr Abendgebet und mit ihnen schloß sie ein.

Acht Monate nach der Flucht und Gefangennehmung Eudora's und Koloni's erkrankte der alte Bazaró gar schwer und fühlte sein Ende herannahen. Aber dies Gefühl milderte darum seinen harten Sinn keinesweges. Er ließ den Kadi zu sich bitten und vermochte denselben durch ein bedeutendes Geschenk und durch die Zusicherung: ihn in dem Testamente mit einer noch größern Summe zu bedenken, daß er den armen Koloni, dessen Strafzeit nach dem Gesetz längst vorüber und auch bei weitem nicht so hart seyn sollte, gegen Pflicht und Recht noch länger gefänglich zu halten und erst nach Bazaró's Wünsche, an dem Tage freizulassen versprach, an welchem Eudora den Schleier nehmen und für ihn auf immer verloren seyn würde. So dachte der alte harte Mann, auch noch bis übers Grab hinaus seine Rache zu sichern. Nach einigen Wochen ging er unverfüht aus dem irdischen Leben und hinterließ seinem Sohne, der sich seit beinahe zwei Jahren in Handelsgeschäften zu Bassora befand, bedeutende Besitzungen und ein ungeheures Vermögen.

Der Tag, an welchem Eudora das klösterliche Gelübde ablegen und eingekleidet werden sollte, war herangekommen. Am Vorabende desselben trat der Gefängnißwärter, der dem armen, nun schon über ein Jahr der Freiheit beraubten Koloni bisher immer die schlechte Kost gebracht hatte, in dessen Kerker und sprach: „Freue Dich, Christ, Deine Leiden sind am Ende! heute schläfst Du die letzte Nacht in diesem schauerlichen Aufenthalte. Morgen ist Deine Strafzeit vorüber und Du wirst in Freiheit gesetzt. Es ist mir lieb, Dir dieses verkündigen zu dürfen.“

Ich danke Dir, Freund, für Deine Nachricht und Deine Theilnahme, welche letztere ich nicht in Dir zu finden geglaubt hätte! antwortete Koloni. Ach, ich wollte, daß Du Recht haben könntest und mit meiner Gefangenschaft auch meine Leiden geendet seyn möchten. Ach, was für Nachrichten wer-

den mich morgen erwarten, wenn ich nach so langer düsterer Abgeschiedenheit wieder hinauf ins Leben trete.

„Du bist der erste Gefangene, den ich nicht in laute Freude ausbrechen sehe, wenn ihm seine Freiheit verkündigt wird.“ sagte verwundert der Türke. „Was fürchtest Du so Böses von dem freien Leben dort oben, wo Allah's schönes freundliches Licht die Erde erwärmt, daß Du nicht mit Sehnsucht die Stunde erwartest, wo Deine Bande fallen und Du die reine Himmelsluft wieder einathmen kannst?“

Ich fürchte, traurige Botschaft zu hören, wenn ich aus meiner Gruft emporsteige, antwortete Koloni: der erste Augenblick der Freiheit wird wohl mein süßestes irdisches Hoffen vernichten, ohne welches meine Befreiung, ja sogar mein Leben keinen Werth für mich hat. Doch vielleicht bist Du, mein Freund, schon im Stande, mir die Nachricht zu geben, der ich entgegenharre, obgleich ich sie fürchte und vor ihr zittere; vielleicht erfahre ich noch an diesem Orte des Grauens, an dieser Stätte des Leidens, was mein Herz bricht, was mein ganzes künftiges Leben vielleicht zur schauerhaftesten Eindrücke macht. Ja, hier ist der Aufenthalt dazu geeignet, etwas Trauriges, Schreckliches zu hören, hier, wo nur Unglück und Elend wohnen. Kannst du mir sagen, Freund: was aus Eudora, der Tochter des reichen Bazaró, geworden ist, die ich entführte und die mit mir auf der Flucht ergriffen wurde?

„Wohl weiß ich das,“ erwiderte der Türke: „und heute darf ich's Dir wohl sagen, da Du es morgen ohnehin erfahren wirst. Dein Mädchen ist von ihrem Vater, dessen Zorn sich auch über sie verbreitete, da sie sich hartnäckig der Erfüllung seines Wunsches: seinen Freund zu heirathen, ins Kloster gesperrt worden, und morgen Abend wird sie eingekleidet!“

O mein Himmel! rief Koloni: so sind alle meine Lebensfreuden und Hoffnungen auf immer vernichtet! Ach, Ewiger! der Du doch selbst die Liebe bist, warum lässest du unsere treue Liebe untergehn? Ha, Bazaró! fluchwürdiger, hartherziger Tyrann, das ist dein Werk; nicht gegen mich, deinen Feind, allein wüthest du — nein, auch dein eignes Kind verfolgst du mit unnatürlichem Haffe. Wenn es ein göttliches Strafgericht giebt, so muß dich Abscheulichen seine Rache ertillen.

„Fluche nicht dem Todten,“ sprach ernsthaft der Türke: „denn Bazaró ist seit mehreren Wochen nicht mehr am Leben.“

Nun dann hat er seinen Richter schon gefunden, antwortete Koloni. Nur die Opfer seiner Grausamkeit müssen noch ihr qualvolles freudenleeres Daseyn dahinschleppen. Ach Eudora, du herrliches blühendes Mädchen, du sollst deine Jugend in einem lebendigen Grabe vertrauern! Sehnsucht und Gram sollen die Blüthe deiner Gesundheit zerstören und vielleicht Verzweiflung dein Herz brechen! — Laß mich jetzt allein mit meinem Schmerze, guter Freund! Ach, jetzt hat die Freiheit keinen Reiz mehr für mich, und ich würde nicht unglücklicher seyn, wenn ich noch länger in diesem Aufenthalte des Grauens bleiben müßte.

Der Türke ging, und Koloni warf sich auf sein elendes Lager, rang nach Trost und konnte keinen finden. Er fühlte sich von aller Welt, von der Vorsehung selbst verlassen, denn wilder Schmerz durchtobte zu sehr sein Herz und verwirrte seine Sinne, als daß die sanfte beruhigende Stimme der Religion jetzt hätte zu ihm sprechen können.

Eine qualvolle fürchterliche Nacht verging ihm langsam und träge, und der erste Morgenstrahl fand ihn noch in Jammer und Verzweiflung. Nach einigen Stunden erschien ein kleiner Mollah \*) in Begleitung einer Wache und kündigte ihm an: daß er frei sei und jetzt seinen Kerker verlassen solle. Koloni gehorchte dem Befehle, ohne ein Zeichen der Freude zu äußern.

Es war der Morgen des 13. August 1822, als der Jüngling nach langer harter Gefangenschaft wieder ins Freie trat. Eine dicke Atmosphäre umhüllte die Stadt und hatte gleichsam einen Schleier über sie geworfen. Es war ein fürchterlich heißer Tag, wie er selbst unter der Einsamkeit gewöhnlich ist, die Lüfte glühten und nicht das leiseste Wehen eines kühlen Windes war vernehmbar, der ganze Himmel schien in Flammen zu stehn.

Fast eine Viertelstunde verging, ehe Koloni's Augen sich an das von allen Seiten zustrebende Licht gewöhnen konnten. In seinem tiefen unterirdischen Gefängnisse war es ziemlich kühl gewesen, daher wirkte die ungeheure Hitze des Tages ermattend auf den ohnehin von Gram und Leiden geschwächten Jüngling ein. Ohne sich selbst recht klar bewußt zu seyn, wohin er seine Schritte zuerst wenden wollte, schlich er langsam in gerader Richtung von bannen. Aber er war noch gar nicht weit gegangen, als ihn eine wohlbekanntete Stimme anrief: „Ach, lieber guter Herr, Gott sei gelobt, daß ich Euch endlich wiederseh!“ Koloni sah auf und erblickte seinen treuen Michael, der voller Entzücken auf ihn zuellte.

Kein Schmerz ist so groß, daß nicht ein Strahl der Freude ihn zu mildern vermöchte. Auch über Koloni's düstres Gesicht verbreitete sich ein helleres Lächeln, als ein so treues ihm ergebenes Herz die erste Erscheinung war, die ihm bei seinem Eintritt in die Freiheit begegnete.

„Michael, du treue redliche Seele!“ rief der Jüngling, die Hand seines ehemaligen Dieners mit Wärme drückend: „wo kommst du her? Wahrlich, dich hält' ich in diesem Leben nimmer wiederzusehen geglaubt!“

„O mein guter Herr! —“ erwiderte Michael — wie glücklich bin ich, daß ich Euch gefunden. Der Himmel hat meine Geduld und Ausdauer reichlich gelohnt durch diesen frohen seligen Augenblick. — Doch laßt Euch kurz erzählen, wie es mir seit einem Jahre ergangen ist. Als ich in jenem Dorfe Abschied von Euch und Eudora nahm, blieb ich bei dem armenischen Wundarzte zurück, dem Ihr mich übergabt. Meine Heilung ging sehr langsam von statten; doch ich befand mich wohl in dem Hause des Mannes, der ein Menschenfreund war und keine Mühe scheute, mich völlig wiederherzustellen. Er hatte in den ersten Tagen meines Aufenthalts bei ihm das Ross, welches Ihr, mein guter Herr, ihm für seine zu übernehmende Pflege überlassen, an einen durchreisenden Franken sehr vorthellhaft verkauft — und stellt Euch vor: — der uneigennützig eble Mann gab mir, als ich genesen war, das dafür gelieferte Geld, indem er sagte: er habe nur seine Pflicht gethan, als er mich heilte, und könne nun einen armen dienstlosen Mann, der noch dazu den vollen Gebrauch seiner Kräfte noch nicht wieder erlangt habe, nicht hilflos von sich gehen lassen. Alle meine Einwendungen halfen nichts. Um mich ihm dankbar zu bewelsen, bot ich ihm meine Dienste an, da ich bemerkt hatte, daß er einen treuen Gehälfen brauchen könne. Nach einigem Zögern nahm er mein Anerbieten an, und ich wurde, nicht sein Diener und Händlanger — nein, sein Hausfreund, den er wie einen Bruder sanft und liebevoll behandelte. Acht Monate blieb ich bei ihm, da Karb der Edle, dessen Andenken ich stets segnen werde.

Mit einer für mich nicht unbedeutenden Baarschaft ging

\*) Der UnterRichter wird bei den Türken kleiner Mollah genannt.

ich wieder nach Aleppo und erfuhr dort zu meinem großen Schrecken, welches Schicksal Euch und Eurer Eudora begegnet war. Auch der Tod Bazaro's, Eures grausamen Verfolgers, kam mir zu Ohren, und nun wagte ich mich in das Haus desselben, um nach Ismene zu fragen, die mir ausführlichere Nachricht über die Unglücksgeschichte geben sollte. Ich traf das Mädchen nicht mehr dort, man sagte mir aber ihren damaligen Aufenthaltsort. Ich begab mich dahin und kam noch eben zu rechter Zeit, denn Ismene war im Begriff, Aleppo zu verlassen und zu Ihrer Mutter nach der Stadt Hamah zurückzugehen. Von ihr erfuhr ich, daß Eudora nach dem Willen ihres harten Vaters den Schleier nehmen muß, Ihr aber, edler Herr, um dieselbe Zeit, da dies geschieht, Eure Freiheit wieder erhalten sollt. Die gute Ismene war außer sich vor Freuden, als sie mich wieder sah; sie trug mir auf, Euch in ihrem eignen und in Eudora's Namen zu grüßen und Euch dies Kreuzchen und dies Tuch als Andenken an die Besteren zu übergeben. Mehr kann die arme Eudora Euch nicht senden; das Tuch hat sie selbst im Kloster gestickt und ihres Kummers Thränen sind oft darauf geflossen; sie hat es ihrer ehemaligen Dienerin, als diese am Sprachgitter Abschied von ihr genommen, mit dem Befehle anvertraut, dasselbe Euch so bald als möglich zuzustellen und Euch zu sagen: Ihr sollt nicht immer um sie weinen und den Freuden des Lebens entsagen. Sie entbindet Euch Eures Schwures, und es ist ihr Wunsch, daß Ihr Euch einst eine edle und Eurer würdige Gattin wählen sollt. Nur das Einzige erbittet sie von Euch: daß Ihr manchmal Euch ihrer mit Liebe erinnern, ihrem Andenken bisweilen eine Thräne der Wehmuth schenken und recht oft zu Gott beten möget, daß er sie bald erlöse durch einen sanften Tod.

Koloni drückte die theuren Liebespänder an sein Herz und benetzte sie dann mit heißen Thränen.

„Seit denen Tagen?“ fuhr Michael fort: „habe ich hier an dieser Stelle geharrt, in der Hoffnung, daß Ihr endlich einmal aus der Thüre jenes Gefängnißhauses heraustraten würdet. Manchen Abend schlich ich, wenn ich mich in meiner Erwartung getäuscht sah, betrübt nach Hause — aber Gott sei Dank, mein Hoffen ist doch nicht vergebens gewesen.“

Du redlicher Mensch, habe Dank für deine seltene Treue! sagte Koloni gerührt. Doch führe mich jetzt in deine Wohnung, mir wird so unwohl in der unerträglich heißen Luft. Was ich zunächst beginnen werde, weiß ich selbst noch nicht, denn noch bin ich keines ruhigen Gedankens fähig. So viel aber ist gewiß: ich muß Eudora noch einmal sehen, ehe sie mir auf ewig entrissen wird. Heut Abend, wenn das Fest der Nonnenweihe beginnt, da will ich mich in die Frauenstiftskirche drängen, da will ich noch einmal die Züge des geliebten Angefichts schauen — und sollte auch mein Herz darüber brechen. Jetzt aber komm, mein treuer Michael, ich will ruhen, damit ich mir Muth und Kraft sammle zu der verhängnisvollen, schrecklichen — aber mir doch gewiß ewig theuren Stunde.

So sagte der arme, von den Qualen der hoffnungslosesten Liebe gefolterte Jüngling, und stützte sich, erschöpft von seinem Seelenleiden, auf die Schulter des wackern Michael, der ihn langsam in seine einfache ärmliche Wohnung führte.

(Schluß folgt.)

**Die Wunden der Gegenwart,**  
oder  
warum sagt man: „immer wird es schlimmer?“

Sechster Artikel.

Wagen wir auch nur noch einen Blick in das Innere unseres Familienlebens, so bleibt uns nichts übrig, als mit

Bedauern zu bekennen, daß gerade seine Mängel es sind, welche den Wunden der Gegenwart am meisten Nahrung bieten, und welche der Heilung derselben — durch die herzlose Erschlaffung seiner Hände, durch die heillose Gleichgültigkeit, womit die Ehen geschlossen werden, durch Haß, Groll, Zwietracht und jede Art von Zerrissenheit — noch lange im Wege stehen werden. Es würde zu weit führen, und es ist hier überhaupt der Ort nicht dazu, alle diese Mängel näher zu schildern. Es mag genügen, darauf hingewiesen zu haben. Nur ein Hauptzweig des Familienlebens sei mir mit wenigen Worten etwas näher zu berühren gestattet: ich meine die häusliche Erziehung, und auch von dieser will ich, um nicht zu weit geführt zu werden, nur einen Theil berühren, nämlich die Töchtererziehung, zumal in unsern mittlern und niedern Ständen.

Was für Mütter wird die Gegenwart dem künftigen Geschlechte geben? Wird den jetzigen Müttern um ihrer Töchter willen einst Segen oder Fluch in's Grab nachfolgen? — Sind diese Fragen nicht eben so wichtig, oder vielmehr ungleich wichtiger, als alle übrigen unserer Zeit? Werden sie aber nicht gleichgültiger, als alle übrige behandelt? — Hier genüge es, den herzlichsten Wunsch auszusprechen, daß jede Mutter an jedem Abende sich selbst wenigstens folgende wenige Fragen stellen möge.

„Habe ich meine Tochter wieder mehr an Fleiß und Arbeit, als an Müßiggang gewöhnt?“ — Zum Müßiggange gehört nicht bloß das wirkliche Nichtsthun, sondern auch jede eitle nur zeitweilfährigende und mehr schädliche als nützliche Beschäftigung. — „Habe ich die Keilheit ihres Herzens und ihres Geistes bewahrt vor der Anstreckung durch eigenes oder fremdes böses Beispiel, durch Verläumdung und Lüge, durch schlechte Lectüre, zweideutige Gespräche und sonstigen gefährlichen Umgang? Habe ich ihr den Luxus, die Eitelkeit, den verschwenderischen Puz, die Sucht, mit äußerer Schönheit zu glänzen, wieder mehr verachten gelehrt? Habe ich ihr dagegen die Sittsamkeit, Bescheidenheit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe, die Erfüllung jeder ihrer Pflichten, die Keuschheit, die Makellosigkeit und Schönheit des Herzens wieder liebenswerther gemacht?“

Heil der Mutter, die sich jeden Tag diese Fragen mit einem gewissenhaften „Ja“ beantworten darf! Sie wird in ihrer Tochter, sei diese auch noch so arm, einem Manne einst eine glückliche und beglückende Gattin in die Arme führen, welche herrlicher prangt in der Menschen Mitte, als alles Gold der Erde. Sie wird ihren Enkeln eine Mutter geben, um welcher willen der Segen und die Thränen des Dankes in unverwelklichen Blumen der Liebe ihr Grab von Geschlecht zu Geschlecht umblühen werden.

Kehren wir jetzt zurück zu den Wunden des geselligen Lebens, deren Betrachtung uns auf das Familienleben hinüberleitete. Die Spielsucht führte darauf, von der Trunksucht zu reden und der vorige Artikel behauptete, daß wir die verächtlichsten Geschöpfe, welche letztem Laster fröhnen, dann kennen lernen, wenn dieselben dem weiblichen Geschlechte angehören. Darum verboten schon die alten Römer ihren Weibern und Kindern das Weintrinken, und führten die Sitte bei sich ein, dieselben bei ihrer jedesmaligen Heimkunft zu küssen, um zu erfahren, ob das Verbot berücksichtigt worden sei oder nicht. In gleicher Beziehung ruft der h. Hieronymus den Frauen zu: „Trinkt nicht Wein, damit ihr höret was jener Philosoph sagt: das heiße Gift um einen Kuß geben.“ Noch schärfer drückt sich in dieser Beziehung der h. Chrysostomus aus, indem er sagt: „mulier si commessatrix est, meretrix est;“ das heißt, ein Weib, das eine Becherin ist, ist eine Hure.

Die Trunksucht bei dem männlichen Geschlechte findet

in unsern Tagen, zumal in den mittlern und niedern Ständen so viele Ausreden und in diesen Ausreden so viele Förderungs mittel, daß man sich gar nicht wundern darf, wie so viele Wein-, Bier- und Schnapswirths nicht nur neben einander bestehen, sondern auch sich bereichern können. Wer kennt nicht alle diese Ausreden und Förderungs mittel? Ein einziges aber kann hier trotz dieser Bekanntheit derselben nicht unberührt bleiben, weil es zugleich eine der größten und schmerzlichsten Wunden der Gegenwart ist: ich meine die sogenannte Hofmezzerei.

Die Hofmezzereien sind die Tummelplätze der Gewissenlosigkeit, des Betruges und der Verschwendung. Sie verbannen vollends alle Einsicht des Sinnes und Lebens aus dem achtbaren Bauernstande, und setzen Wohlleben und Faulenzen, Lug und Trug auf die Tagesordnung. Von ihnen ist zu sagen, was (Judas III. 9.) geschrieben steht: „Das Aussehen ihres Angesichtes antwortet wider sie, und wie Sodoma reden sie offen von ihrer Sünde und verbergen sie nicht. Weh ihrer Seele denn das Böse wird ihnen vergolten.“ Von ihnen sagt ein Schriftsteller unserer Tage: „In die Klasse der Menschen, die man mit dem scheußlichen Namen „Blutigel“ bezeichnen muß, gehören fast ohne alle Ausnahme und ohne alle Milderung die Hofmezzerei und ihre Gefellen. Wie Schlechtigkeit an keinen Titel und Titel gebunden ist, so gibts auch Hofmezzerei aus allen Ständen. Juden und Coristen, Kaufleute, Wirths, Schreiber und Schulmeister, Schulzen, Bauern und Taxidhner haben sich hant durcheinander da und dort auf das Gewerbe der Hofmezzerei gesetzt, und mezzgen die Höfe und die Bauern ohne Erbarmen dahin. Sie gehen nach allen Enden und Orten auf Raub aus und durchziehen das Land nach Beute.“

Mit List machen sie ihren Fang ausfindig, und spielend und scherzend wird ihr Schlachtopfer, das heißt: dieses oder jenes Gut, sammt Haus und Feld, Vieh und Frucht, Tisch und Bett taxirt, und, ehe er sichs versieht, wird dem Eigenthümer eingeschlagen, und so mit einem einzigen teuflischen Handschlag eine ganze Familie obdachlos und elend gemacht. Die eitle Hoffnung des bisherigen Eigenthümers, fortan ein ruhiges oder — um es deutsch zu sagen — ein glänzendes Faulenzlerleben führen zu können, täuscht nicht auch sein sich jetzt arm und unglücklich sählendes Weib. Sie steht es wohl ein, daß für sie jetzt die Tage angebrochen sind, wovon sie sagen muß: „sie gefallen mir nicht.“ Wenn man wenige Felder aus Neue theuer ankaufen, ein neues Haus bauen und bei der Bearbeitung der Felder wieder mit Kühen zu fahren anfangen muß, dann kann nur ein Betrunkener oder ein Dummkopf von einem ruhigen, sorglosen Leben faheln. Der Hof ist zerrissen, und was bisher eine Familie im Wohlstand erhielt, zerfließt nun in viele Hände, um keinem wohlzuthun, weil bei Schmauserei, Sauferei und Anschwüngen Alles ums Doppelte des wahren Werthes verkauft wird. Der Käufer muß auf die Keuzelt verzichten, während sich der Verkäufer die Ratification vorbehält. Der Käufer tröstet sich: „Du darfst es ja nur in 6 bis 10 Jahreszählern bezahlen; der Groschen, den du nach der Verkaufsratification erlegen mußt, ist ja kein Geld, und die 5 vom 100 fl. des Rests der Schuld wirst du leicht aufbringen, du darfst ja zuerst gleich von manchem Acker die Winterfrucht ernten, u. dgl. m.“ — Schlägt dann aber dieser Mann in einer etwas mehr näheren Stunde den jährlichen Reinertrag und die Arbeits- und Bebauungskosten an, so steht er bald traurig genug ein, daß er viel zu theuer gekauft hat. Die Uebrigen beim Verkaufe Anwesenden lassen der viehischen Natur bei dem läbelvollweise aufgestellten Wein, Bier und Schnaps den Lauf; stopfen ihren Magen mit Brod und Käse vollends trommelfest und treiben nebenbei, eben so vernunftlos, als gewissenlos, die Väterpreise

ins Unstünige. Wer will bei solchem schamlosen Treiben und Anwesen noch behaupten, der Bauer, der daran Theil nimmt, achte seinen Stand? Wer aber seinen Stand nicht achtet, der achtet sich selbst nicht, und wer sich selbst nicht achtet, verdient auch keine Achtung von andern Menschen. Welch eine Vorstellung muß man — man mag wollen oder nicht — vom Bauernstande bekommen, wenn man einer solchen Hofmezzerei auch nur ein einziges Mal beigewohnt hat? In seinen Handlungen malt sich der Mensch. Was für Menschen malen sich bei den Hofmezzereien? Bürger eines constitutionellen Staates oder bloß Unterthanen, bloß Sklaven der gemeinsten Geld- und Selbstsucht, deren ganze Moralität in nichts mehr und in nichts weniger besteht, als in einer hündlichen Polizeifurcht. Gehört diese vielleicht zu den vielgelesenen segensreichen Wirkungen des unter den Deutschen auflebenden constitutionellen Geistes? Hofmezzerei und Geldwucher heißen die ekelhaftesten Pestbeulen der Gegenwart, und dem über Verarmung Klagenden kann man, so lange diese wüthen, nichts Anderes als die Worte des Psalmisten erwiedern: „So lange Uebermuth treibet der Gottlose, muß brennen der Arme.“ Man kann es der Presse nicht genug danken, wenn sie auf diese Krebschäden schonungslos hindeutet, und diese schändlichen Blutsauger, denen auf andere Art gar nicht beizukommen ist, an den Pranger der Doffentlichkeit stellt.

### Zierden.

Geschmückt seyn kann ein jeder Tropf,  
Das macht den Geist noch nicht.  
Wie oft ist's finster in dem Kopf,  
Um den's am meisten licht!

### Stoffseufzer eines jungen Chemannes in den Gewitterwochen.

Es ist um toll zu werden!  
Fast jeden Abend Thee!  
Der Teufel schuf auf Erden  
Die Handschuh von Glacé,  
Sie gehet ins Theater  
Und in die Assemblée;  
Sie streichelt ihren Kater  
In Handschuh'n von Glacé,  
Sie nähen und sie stricken,  
Sie sitzen beim Diner,  
Sie kochen und sie sticken  
In Handschuh'n von Glacé,  
Sie führen den Pantoffel  
Vortreflich exquisé  
Und geben ihrem Stoffel  
Ohrselgen in Glacé.  
Der Teufel hol die — cé!

### Miscellen.

Der Luxus gleicht einem Meere, denn er nimm  
garze Geldströme auf.  
Nur Stückweise können wir auf Erden das Glück ge  
nießen; — darum sind so Wenige glücklich, weil sie es oft  
in einer Minute ganz seyn wollen.  
Napoleon rief zu Fontainebleau, mehrere Flug  
schriften und Tagesblätter in der Hand, aus: „Hätte man  
mir vor drei Jahren nur den hundertsten Theil dieser Wahr  
heiten gesagt, mein Thron stände noch heute.“

Historische Erinnerung. Die Insel Man  
hattan, auf welcher jetzt die Stadt Newyork mit 300 000  
Einwohnern liegt, verkauften im Jahr 1657 die Indianer an  
die Holländer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Flin  
ten, 30 Stück Blei und eine messingene Bratpfanne. Beide  
Theile gingen zufriedener auseinander, und glaubten, einen guten  
Handel gemacht zu haben. Jetzt sind die Enkel jener Roth  
häute fast bis an die Ufer des stillen Oceans gedrängt, und  
auch Holland hat schlimme Zeiten gesehen. Doch leben die  
Nachkommen der ersten holländischen Ansetzler noch im Staate  
Newyork, und haben zum Theil die Sitten ihres Mutterlan  
des bis diesen Tag bewahrt.

### Navitätenkästlein.

†† In einer Schule fragte ein Lehrer einen unaufmerk  
samen Schüler: Was habe ich eben gesagt? — Der Knabe  
sah verlegen zur Erde und schwieg. — Du bist ein Esel! —  
sagte der Lehrer. — Ach, Herr Schulmeister, — sagte der  
Knabe, — nun weiß ich, was Sie gesagt haben: Wir Men  
schen sind alle Brüder!

†† Eine Erkennungs scene. Eine Dame, die sich  
auf Rissen befand, fragte einen ihr zugetheilten Postillon, der  
höchstens zehn Jahre zählte, ob er auch fahren könne. Warum  
nicht? kennen mich denn Ew. Gnaden nicht mehr? Ich habe  
Sie ja vor einem Jahr umgeworfen!

†† Das Dilemma des Kärners. Während ein  
Kärner auf seinem Karren eingeschlafen war, stahlen ihm  
einige Spitzbuben sein Pferd. Als der Kärner endlich auf  
wachte, sagte er, sich die Augen reibend: Guter Gott, was  
sehe ich da. Bin ich denn Hieronymus Brichard, oder bin  
ichs nicht. Bin ichs, so habe ich mein Pferd verloren, bin  
ichs aber nicht, so habe ich meiner Frau einen Karren gefunden.

†† Manche Zeitschriften gleichen den Postwagen,  
die täglich abgehen müssen, gleichviel ob leer oder voll.

†† Cravatten für Sänger. In einem Pariser  
Journal steht folgende, wörtlich übersezte Anzeige: „Wohl zu  
drachtende Anzeige für Sänger! Fort mit den Schnallen an  
den Cravatten, sie stechen! Fort mit den Patten, sie reißen in  
den Nähten auf! Fort mit den hinunterhängenden Schleifen,  
sie sind zu lang! Fort mit den geknüpften Cravatten, sie sind  
gefährlich! Der Hals will frei seyn. Sezen Sie daher Ihren  
Hals in Freiheit, und nehmen Sie meine Halsbinden! Husten  
Sie, niesen Sie, singen Sie nach Herzenslust! Meine Hals  
binden vertragen Alles! Duprez verdanke ihnen seine Glanz  
periode. Sein gestrichenes C steckte ihm nicht in der Brust,  
es steckte in meinen Halsbinden. Wer nach Sängerruhm  
strebt, nehme meine Halsbinden!“

†† Ein Musiklehrer in Leipzig fiel neulich die Treppe  
herab und zerbrach sich, — der Arme, — zwei Halswirbel —  
an seiner Geige.

†† Schauspieler, die kein Engagement haben, sagen ge  
wöhnlich: Wir baronistren. Sollte dieser Ausdruck nicht  
richtiger geschrieben werden: wir barohneistren, d. h.  
wir leben ohne Baares?

### Charade.

Wer mit der zweiten Sylbe sich will nähren,  
Der kann die erste Sylbe nicht leicht entbehren;  
Dru m hat ein Jeglicher von Glück zu sagen,  
Der noch im Ganzen fest sie trägt im alten Tagen.

Auflösung der Charade in Pro. s:

A n d a c h t.